Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 14

Artikel: Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen [Fortsetzung]

Autor: Vögtlin, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635765

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 14 — XIV. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 5. April 1924

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Einst.

Von S. Hoßmann.

Ich schritt durch jungbegrünte Auen
An deiner Seite, Hand in Hand,
Und sah den Frühlingshimmel blauen
Hoch über dem verträumten Land.

Wir hatten uns so viel zu sagen,
Dein Auge hing an meinem Mund.
Die Seele war seit vielen Tagen
Von ungestillter Sehnsucht wund.

Wir zogen wunschlos in die Weite.
Lenzblumen säumten unsern Schritt.
Ein Falterpaar gab uns Geleite
Und schwebte selig tändelnd mit.

Mit dir! — es war ein wonnig Wandern,
Ein Märchentraum, o selige Zeit!
Und nun zieht eines, fern dem andern,
Durch sonnenlose Einsamkeit.

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen.

Kulturgeschichtliche Novelle von Adolf Vögtlin. 9

VI.

Das heitere Lachen war die Belohnung für die Erzählung eines kleinen Abenteuers, die Hansjakob der Gesellschaft zum Besten gegeben und in der er ihnen zeigte, wie ein gewöhnlicher Holzschnitzer unter günstigen Sternen ein Wunderdoktor werden könne. Er habe zu Frauenthal seine Mußezeit zu Wanderungen im Zugerland benutzt, um Land und Leute, auch etwa neue Motive für seine Arbeiten kennen zu lernen.

Dabei, schilderte er, kam ich einmal in eine Dorfkirche, wo die ganze weibliche Gemeinde in furchtbarer Aufregung, knierutschend zum Himmel flehte. Fragend sah ich mich um, zu erfahren, was denn der Gegenstand der himmlischen Erregung sei. Ein Weib bedeutete mir, nach vorn zu schauen. Was sah ich? Im Chor, welches durch ein starkes Gitter vom Hauptschiff abgeschlossen war, wand sich eine angehende Jungfrau auf dem Boden, schreiend und mit den Händen und Füßen um sich schlagend; ein Kapuziner stand, selber ein Bild des Schreckens, vor ihr, indem er unter schrecklichen Ausrufungen den Teufel, welcher die Jungfrau zu Gotteslästerungen und Gliederverrenkungen zwang, aus ihr zu treiben suchte. Als jedoch all das inbrünstige Beten und Anrufen der Jungfrau Maria durch den Kapuziner und die Gemeinde nicht fruchtete, fing der Verblendete an, mit einer Lederpeitsche auf die arme Jungfrau loszuschlagen, bis sie regungslos dalag. Der Kapuziner entließ die Versammlung mit der Bitte, in vier Wochen zahlreich wieder zu kommen und zu beten, wenn der Teufel neuerdings in sie fahren sollte; jetzt sei das Mädchen frei. Hierauf trug er sie in die Krypta, als einen Ort, wo sie vor dem Teufel am sichersten wäre. Es war mir unmöglich, dem Kapuziner, der sein Amt als Teufelsbeschwörer in guten Treuen ausübte, Einhalt zu gebieten, weil das Gitter mich von ihm trennte, und die aufgeregte Gemeinde mich wohl würde zerrissen haben, hätte ich dem Wütenden sein Opfer zu entreißen versucht. Nachher vernahm ich, welche Bewandtnis es mit dem armen Mädchen habe; daß es seit zwei Jahren alle vier Wochen von heftigen Anfällen geplagt werde, die jeweilen zwei bis drei Tage andauern; es schelte dann Vater und Mutter, verwünschte den Pfarrer, lästere Gott und die Heiligen, wälze sich auf dem Boden und schlage und beiße um sich; dann stöhne es wieder jämmerlich, raufe sich die Haare aus; sei der Teufel aus ihm gewichen, verhalte es sich wie ein braves Kind. Ob ich vielleicht einen Beschwörer kenne, der ihm den Teufel für immer austreiben könnte, war die bittende Gegenfrage. Die Leute umstanden mich, sie alle nahmen herzlichen Anteil an dem Unglück ihrer Gemeindegenossin. Ich erinnerte mich eines ähnlichen Falles in der Heimat und der einfachen Rettung des Unglücklichen und forderte die Leute auf, mich zu dem Mädchen zu bringen, damit ich seine natürliche Beschaffenheit erkenne. Der Kapuziner wollte es nicht zugeben; allein die Menge drang in ihn, mir Zutritt in die Krypta zu gewähren, bis er willfahrte. Des Mädchens Gesicht hatte eine gelbliche Farbe, seine Augen waren eingefallen und schwarz umrändert. So war es gewesen mit der Kranken in meiner Heimat und ich glaubte, dem Mädchen helfen zu können.

Allein der Kapuziner verbot mir die Anwendung eines Heilmittels unter der Drohung, daß er mich als Hexenmeister anklagen werde, obschon die Jungfrau, welche am nächsten Tage, wieder zu sich gekommen, nach dem Elternhaus verbracht, mich unter Tränen bat, sie von ihren Qualen und der Behandlung zu befreien. „Ich glaube, Ihr seid vernünftig und vermögt etwas", meinte sie, treuherzig flehend. Als der Kapuziner jedoch von der Anspielung auf die Vernunft hörte, begann er zu toben und verbot den Eltern bei der Strafe des Fegfeuers, mich in Zukunft in ihr Haus aufzunehmen. Der Bauer aber hatte seltsamerweise Vertrauen zu mir gefaßt und brachte die Jungfrau, als sie den Anfall herannahen fühlte, pfiffig auf einem Wägelchen nach Frauenthal, damit ich ihm nicht ins Haus gehen mußte. Die Aebtissin, die inniges Mitleid zeigte, als ich ihr den Zustand des Mädchens erklärte, gestattete ihre Unterbringung in einem der Außenhäuser, wo nun ihr Vater und eine Nonne ihrer warteten, während die Schwester Köchin einen Trank nach meinem Rezepte braute. Ich versicherte der Jungfrau, daß es sehr bitter und unangenehm zu schlucken sei; aber ich hege, gestützt auf meine Erfahrungen, die Zuversicht, daß er wirke. Sie sei zu allem bereit, wenn nur der Kapuziner ihr nicht mehr nahe, bemerkte sie bitter. Während Vater und Nonne heiße Gebete zum Himmel sandten, gab ich ihr nun den Trank, den sie tapfer und geduldig einnahm; ich wiederholte das Mittel und nach einigen Tagen war zu ihrer und des Vaters übermächtiger Freude der Teufel von ihr gegangen, — es war ein kräftig entwickelter Wurm, der allerdings Zuckungen verursachen konnte. Ich aber heiße seitdem dort oben der Wunderdoktor. Doch war es gut, daß ich mich nicht mehr in der Gegend sehen ließ und bald in Euer reformiertes Zürich übersiedelte, Herr Bürgermeister; sonst würden mich die Kapuziner trotz meiner Sympathie bei den Bauern als Hexenmeister festgenommen haben.

Die Verwunderung über den Ausgang der Geschichte gab sich in allerlei und ebenso sonderbaren Mienen kund. Der Bürgermeister faßte sich zuerst und bemerkte:

„Aber Ihr habt ja das Mittel zu nennen vergessen, Meister Hansjakob."

„Warmes Tobakwasser!" platzte er heraus, und da brach denn jenes fröhliche Lachen los, welches Agatha aus ihren Betrachtungen des Wahrscheinlichen und Unwahrscheinlichen mit einem Schlage in die heitere Wirklichkeit hineinriß.

„Und woher hattet Ihr denn den Tobak?" fragte Großmann.

„Vom Gewürzkrämer Oechsli in Zürich!"

„Justement! Der ist der einzige Verkäufer dieses fremden Krautes. Aber wißt Ihr, Meister, daß das, was Ihr eben vorgebracht habt, eigentlich eine traurig ernste Sache ist?"

„Wohl, Herr Bürgermeister, und doch lachen wir alle dazu, weil wir über dem glücklichen Ausgang der Geschichte ihren so jammerseligen Anfang vergessen haben."

Der Ernst, der in Hansjakobs Ton lag, verbreitete sich auch sofort über die ganze Gesellschaft, wie wenn eine lustige Kompagnie plötzlich von einem Gewitter überrascht wird; die frühere Heiterkeit kehrte aber ebenso rasch wieder zurück, als Dörtchen Schwerter, welcher das gelehrte zwölfjährige Bauernmädchen gespielt hatte, in ihrer Unschuld mitleidsvoll bemerkte:

„Meister Hansjakob, möchtet Ihr doch auch der Aebtissin ein wenig von Eurem guten Tobakwasser geben; mein Bruder hat gesagt, sie sei wurmstichig und es könne nicht lange mehr so mit ihr gehen."

„Gewiß, Dörtchen, sie soll ihr Tobakwasser bekommen, weil du so lieb für sie bittest", erwiderte Hansjakob, das Mädchen in weisem Unverständnis der sarkastischen Bemerkung ihres Bruders belassend, die er jedenfalls an ihre ältere Schwester gerichtet hatte.

„Agatha", wandte sich der Bürgermeister an seine Tochter, die eben sich neben ihn setzen wollte, „willst du nicht die kleine Dorothea trösten? Sie selber scheint wegen der Würmer sehr ängstlich zu werden."

„Ich habe noch etwas mit Euch festzusetzen, Meister", sagte Großmann hierauf zu Hansjakob, „von Schwerter hörte ich, daß Ihr mir eine Arbeit besorgen wollt, an welche ich schon lange gedacht. Das Getäfel in meiner Stube ist morsch und bedarf einer Restauration; auch ist es zu nackt und scheint meiner Tochter, die wie ich von Eurem Schnitzwerk im Seidenhof entzückt ist, zu langweilig. Wollt Ihr mir die Stube neu ausstatten, so daß es behaglich und lustig um uns wird, so lasse ich Euch freie Hand, unter der Bedingung, daß Ihr Euren köstlichen Kohlenriß, der dort an der Wand hängt, mir dabei auf einem Hauptfeld des Getäfels zur Ausführung bringt. Was die gebräuchliche Entschädigung an die Zimmerleutenzunft in Zürich betrift, die Euch die Arbeit erlauben wird, so laßt mich das ordnen."

„Aber was wird dann Eure Tochter zu dieser Darstellung sagen?"

„Die muß den Humor ertragen lernen. Uebrigens kenne ich sie genug, um Euch jetzt schon zu versichern, daß sie Euch keinen dauernden Groll nachtragen wird."

„Wohlan, Herr Bürgermeister, dann werde ich ungefähr nach Neujahr, die Zeit, während welcher meine Gesellen den Rohbau zur zweiten Reihe der Chorgestühle herstellen, benützen zu einem Aufenthalte in Eurem löblichen Hause, um Messungen vorzunehmen und Pläne zu entwerfen, und sobald dann im Frühling unsere Arbeit in Wettingen vollendet, würden wir an die Ausführung gehen."

„Unterdessen", warf der Bürgermeister ein, „kriecht freilich manche Maus in ein anderes Loch, und vielleicht findet auch meine Tochter ein neues Heim, so daß das alte sie nicht mehr langweilt. Doch sie hat Recht: ein Bürgermeisterhaus muß auch für sich selber etwas vorstellen. Also eingeschlagen!"

Die beiden Männer drückten sich die Hand und damit war der Kontrakt abgeschlossen, ohne daß mißtrauisches Papier, mit Ziffern und Zahlen belegt, ihn aufnehmen mußte.

„Erlaubt noch eine Frage auf Euer Gewissen, Meister, und verargt sie mir nicht!" flüsterte Großmann, indem er sich erhob und Hansjakob winkte, ihm in eine Fensternische zu folgen. „Seid Ihr eidgenössisch gesinnt?"

„Mir gelten die spanischen und die französischen Taler gleich viel, und ich halte auch das Bündnis meiner Landsleute mit Venedig für einen unklugen Streich. Weil ich in meinen Tälern für einen engern Anschluß an die eid-

genössischen Orte arbeite, mußte ich aus der Heimat weg, und will ich sie sehen, dann müssen Nacht und Nebel meinen Weg bedecken; diesen Frühling, als ich während zwei Nächten zu Hause war, entrann ich den mörderischen Gegnern mit knapper Not."

„Mir ist nicht unbekannt, daß es schlimm steht im Bündnerland; es muß anders werden. Jetzt aber freut es mich, in Euch einen Eidgenossen zu finden. So laßt uns denn gegenseitig Vertrauen fassen. Ihr seid auf einen Platz gestellt, von welchem aus Ihr es in der Hand habt, der Schweiz einen großen Dienst zu leistent. Ihr geht vertraulich um, wie ich höhre, mit dem mächtigen Abt Petrus. Hat er Euch noch nie Dinge vertraut, aus denen Ihr auf uneidgenössische Gesinnung bei ihm schließen mußtet?"

Da schaute Hansjakob dem Sprecher aufgebracht ins Auge: „Ich will nicht hoffen, Herr Bürgermeister, daß Ihr glaubt, mich als Spion gebrauchen zu können. Dazu bin ich zu dumm. Ich stehe überdies im Dienste des Abtes und Ihr werdet mir, bei Eurer Ehre, nicht zutrauen... Käme ich solchen Machenschaften des Abtes gegen die Eidgenossenschaft auf die Spur — woran ich nicht glaube —, dann allerdings würde ich von Stund an meinen Dienst künden; denn unter den Augen eines Vaterlandsverräters könnte mein Werk nicht gedeihen; ich denke mir, daß die Gestalten, die ich schüfe, auch schielen müßten."

„Brav gesprochen! Ihr seid ein Mann! Mir ist es lieber, wenn Ihr aus eigenem Antrieb der Eidgenossenschaft Euch zuwendet; vielleicht kommt so die Stunde, von der Ihr gesprochen habt. Einstweilen wünsche ich Euch Mut zur Arbeit. Ich will auch keinen Verdacht gegen den Abt aussprechen, solange keine Beweise in meinen Händen sind. Doch wundert mich, warum mich morgen der französische Gesandte, Mery de Vic, gerade bis nach Wettingen begleiten, warum der im Kloster absteigen will. Es ist doch unglaublich, daß er den Abt bloß um der gemalten Glasfenster willen besucht, so wunderbar schön sie sein sollen."

„Wohl aber der noch zu malenden wegen. Der Abt hat mir am ersten Tage schon mit freudiger Genugtuung erzählt, daß Heinrich der Vierte ihm ein Glasgemälde für das Hauptfenster im Chor versprochen habe. Wahrscheinlich hat nun der Gesandte einen Augenschein abzunehmen, um danach die Bestellung einzurichten."

„Wie kommt aber der König dazu, dem Kloster Wettingen ein Fenster zu stiften?"

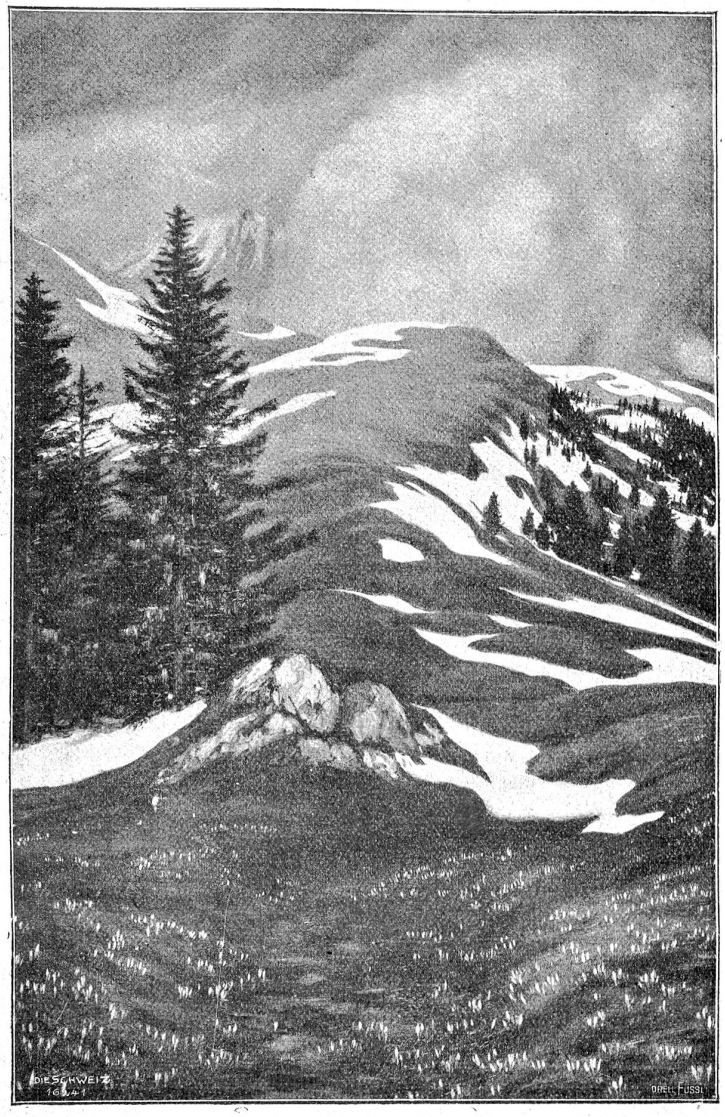
„Petrus scheint eben freundliche Beziehungen zum Hofe zu haben, als Gelehrter und geistlicher Würdenträger der katholischen Schweiz. Auch hat er in Paris studiert, wie er mir sagte."

Was Hansjakob ahnungslos und harmlos erläuterte, schien den Bürgermeister mit gewichtigen Kombinationen zu erfüllen. Es leuchtete auf in seinem Auge und er nickte bedeutungsvoll mit dem sinnenden Haupte, als er vor sich hinmurmelte:

„So, so... so, so!... Wir werden sehen. Damit ich es nicht vergesse, meldet doch dem Abte, daß ich die Aebtissin morgen nach Wettingen führen und der französische Gesandte von der Gesellschaft sein werde. Und zu der fröhlichen Botschaft fügt auch meinen Gruß."

„Das will ich, Herr Bürgermeister. Nun aber ist es an der Zeit, daß ich Urlaub nehme, sonst schließen mich die Torwächter von Baden ein."

„Was könnten sie Besseres tun?" meinte Großmann zum Scherze, indem er ihn hinausbegleitete und die Türe hinter sich schloß. (Fortsetzung folgt.)



Gottfried Herzig, „Frühling".

Ein Besuch auf der Hallig Hooge.

Bleigrau wölbte sich der Himmel über Meer und Deich, als ich anfangs August nach langer Fahrt von Hamburg aus durch das fruchtbare Marschland Schleswig-Holsteins zu Dagebüll, fast an der deutsch-dänischen Grenze, am Spätnachmittag an den Meeresstrand kam. Für das Wiedersehen mit dem Meere hätte ich mir lieber hellen Sonnenschein gewünscht. Aber auch so hatte es seinen Reiz:

„Unaufhaltsam kommt's herangezogen,
Majestätisch rollt es seine Wogen,
Schaumgekrönt, das königliche Meer.
Hinter seiner Hülle wohnt das Grauen,
Doch gewaltig schön ist es zu schauen,
Sein Gesang wie Donner, groß und hehr!"